

MARIANA
LEKY



ROMAN
DUMONT

WAS
MAN
VON
HIER
AUS
SEHEN
KANN

Mariana Leky

WAS MAN VON HIER AUS
SEHEN KANN

Liebe Buchhändlerin, lieber Buchhändler,
Ihre Meinung ist uns wichtig!
Schreiben Sie uns, wie Ihnen
das Buch gefallen hat an
vertrieb@dumont-buchverlag.de.
Wir bedanken uns mit einem Buch
aus unserem Programm.
Ihr DuMont Buchverlag

Unverkäufliches Leseexemplar
Lieferbar ab dem 18. Juli 2017
Gebunden / ca. € 20,00
Auch als eBook
Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vor dem
18. Juli 2017 zu veröffentlichen.
Vielen Dank für Ihr Verständnis.

Mariana Leky

WAS MAN VON HIER AUS
SEHEN KANN

ROMAN

DUMONT



Erste Auflage 2017

© 2017 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Satz: Fagott, Ffm

Gesetzt aus der Dante

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-9839-8

www.dumont-buchverlag.de

Für Martina

*It's not the weight of the stone. It's the reason
why you lift it.*

Hugo Girard,
stärkster Mann der Welt 2003

Prolog

Wenn man etwas gut Beleuchtetes lange anschaut und dann die Augen schließt, sieht man dasselbe vor dem inneren Auge noch mal, als unbewegtes Nachbild, in dem das, was eigentlich hell war, dunkel ist, und das, was eigentlich dunkel war, hell erscheint. Wenn man zum Beispiel einem Mann nachsieht, der die Straße hinuntergeht und sich immer wieder umdreht, um einem ein letztes, ein allerletztes, ein allerallerletztes Mal zuzuwinken, und dann die Augen schließt, sieht man hinter den Lidern die angehaltene Bewegung des allerallerletzten Winkens, das angehaltene Lächeln, und die dunklen Haare des Mannes sind dann hell, und seine hellen Augen sind dann sehr dunkel.

Wenn das, was man lange angeschaut hat, etwas Bedeutsames war, etwas, sagte Selma, das das ganze großflächige Leben in einer einzigen Bewegung umdreht, dann taucht dieses Nachbild immer wieder auf. Auch Jahrzehnte später ist es plötzlich wieder da, ganz egal, was man eigentlich gerade angesehen hat, bevor man die Augen schloss. Das Nachbild des Mannes, der zum allerallerletzten Mal winkt, taucht plötzlich auf, wenn einem beispielsweise beim Reinigen der Regenrinne eine Mücke ins Auge geflogen ist. Es taucht auf, wenn man die Augen kurz ausruhen will, weil man lange auf eine Nebenkostenabrechnung geschaut hat, die man nicht versteht. Wenn man abends am Bett eines Kindes sitzt, ihm eine Gutenachtgeschichte erzählt und einem der Name der Prinzessin oder ihr gutes Ende nicht einfallen will, weil man selbst schon sehr müde ist. Wenn man die Augen schließt,

weil man jemanden küsst. Wenn man auf dem Waldboden liegt, auf einer Untersuchungs- und Liege, in einem fremden Bett, im eigenen. Wenn man die Augen schließt, weil man etwas sehr Schweres hochhebt. Wenn man den ganzen Tag herumläuft und nur anhält, um sich den aufgegangenen Schnürsenkel zuzubinden, und jetzt, mit dem Kopf nach unten, erst merkt, dass man den ganzen Tag über nie angehalten hat. Es taucht auf, wenn jemand »Mach mal die Augen zu« sagt, weil man überrascht werden soll. Wenn man sich gegen die Wand einer Umkleidekabine lehnt, weil auch die letzte der infrage kommenden Hosen nicht passt. Wenn man die Augen schließt, kurz bevor man endlich mit etwas Wichtigem herausrückt, bevor man beispielsweise sagt: »Ich liebe dich« oder »Ich dich aber nicht«. Wenn man nachts Bratkartoffeln macht. Wenn man die Augen schließt, weil jemand vor der Tür steht, den man keinesfalls hereinlassen will. Wenn man die Augen schließt, weil gerade eine große Sorge abgefallen ist, man jemanden oder etwas wieder gefunden hat, einen Brief, eine Zuversicht, einen Ohrring, einen entlaufenen Hund, die Sprache oder ein Kind, das sich zu gut versteckt hatte. Immer wieder taucht plötzlich dieses Nachbild auf, dieses eine, ganz bestimmte, es taucht auf wie ein Bildschirmschoner des Lebens, und oft dann, wenn man überhaupt nicht damit rechnet.

ERSTER TEIL

Weide, Weide

Als Selma sagte, sie habe in der Nacht von einem Okapi geträumt, waren wir sicher, dass einer von uns sterben musste, und zwar innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden. Das stimmte beinahe. Es waren neunundzwanzig Stunden. Der Tod trat etwas verspätet ein, und das buchstäblich: Er kam durch die Tür. Vielleicht verspätete er sich, weil er lange gezögert hatte, über den letzten Augenblick hinaus.

Selma hatte in ihrem Leben dreimal von einem Okapi geträumt, und jedes Mal war danach jemand gestorben, deshalb waren wir überzeugt, dass der Traum von einem Okapi und der Tod unbedingt miteinander verbunden waren. Unser Verstand funktioniert so. Er kann innerhalb kürzester Zeit dafür sorgen, dass die einander abwegigsten Dinge fest zusammengehören. Kaffeekannen und Schnürsenkel beispielsweise, oder Pfandflaschen und Tanzenbäume.

Der Verstand des Optikers war besonders gut darin. Man sagte dem Optiker zwei Sachen, die nicht im Geringsten zusammengehörten, und er stellte aus dem Stand eine enge Verwandtschaft her. Und jetzt war es ausgerechnet der Optiker, der behauptete, dass der neuerliche Traum vom Okapi ganz gewiss niemandem den Tod brächte, dass der Tod und Selmas Traum vollkommen zusammenhangslos seien. Aber wir wussten, dass der Optiker es eigentlich auch glaubte. Vor allem der Optiker.

Auch mein Vater sagte, dass das hanebüchener Unfug sei und unser Irrglaube vor allem daher käme, dass wir zu wenig Welt in

unsere Leben hereinließen. Das sagte er immer: »Ihr müsst mehr Welt hereinlassen.«

Er sagte es entschieden und vor allem zu Selma, im Vorhinein.

Im Nachhinein sagte er das nur noch selten.

Das Okapi ist ein abwegiges Tier, viel abwegiger als der Tod, und es sieht vollkommen zusammenhangslos aus mit seinen Zebraunterschenkeln, seinen Tapirhüften, seinem giraffenhaft geformten rostroten Leib, seinen Rehaugen und Mausohren. Ein Okapi ist absolut unglaublich, in der Wirklichkeit nicht weniger als in den unheilvollen Träumen einer Westerwälderin.

Es war überhaupt erst zweiundachtzig Jahre her, dass das Okapi offiziell in Afrika entdeckt worden war. Es ist das letzte große Säugetier, das der Mensch entdeckt hat; das glaubt er jedenfalls. Vermutlich stimmt das auch, denn nach einem Okapi kann eigentlich nichts mehr kommen. Wahrscheinlich hat schon sehr viel früher einmal jemand ein Okapi inoffiziell entdeckt, aber vielleicht hat er beim Anblick des Okapis geglaubt, er träume oder habe den Verstand verloren, weil ein Okapi, besonders ein plötzliches und unerwartetes, absolut zusammengeträumt wirkt.

Das Okapi wirkt alles andere als unheilvoll. Es kann überhaupt nicht unheilvoll wirken, selbst wenn es sich anstrengen würde, was es, soweit man weiß, selten tut. Selbst wenn es in Selmas Traum sich das Haupt von Krähen und Käuzchen hätte umflattern lassen, die ja die Unheilfülle gepachtet haben, hätte es immer noch einen sehr sanftmütigen Eindruck gemacht.

In Selmas Traum stand das Okapi auf einer Wiese, nahe am Wald, in einer Gruppe von Feldern und Wiesen, die insgesamt »Uhlheck« heißen. Uhlheck bedeutet »Eulenzoo«. Die Westerwälder sagen vieles anders und kürzer, als es eigentlich ist, weil sie das Sprechen gerne schnell hinter sich bringen. Das Okapi

sah exakt so aus wie in Wirklichkeit, und auch Selma sah exakt so aus wie in Wirklichkeit, nämlich wie Rudi Carrell.

Die absolute Ähnlichkeit zwischen Selma und Rudi Carrell fiel uns erstaunlicherweise nicht auf; es musste erst, Jahre später, jemand von außen kommen und uns darauf hinweisen. Dann aber traf uns die Ähnlichkeit mit all ihrer angemessenen Wucht. Selmas langer, dünner Körper, ihre Haltung, ihre Augen, ihre Nase, ihr Mund, die Haare: Selma sah von oben bis unten so sehr aus wie Rudi Carrell, dass er ab dann in unseren Augen nicht mehr war als eine mangelhafte Kopie von Selma.

Selma und das Okapi standen im Traum auf der Uhlheck ganz still. Das Okapi hatte den Kopf nach rechts gewendet, zum Wald hin. Selma stand einige Schritte abseits. Sie trug das Nachthemd, in dem sie in Wirklichkeit gerade schlief; mal ein grünes, mal ein blaues oder weißes, immer knöchellang, immer geblümt. Sie hatte den Kopf gesenkt, sie blickte auf ihre alten Zehen im Gras, krumm und lang wie im echten Leben. Sie sah das Okapi nur ab und zu aus den Augenwinkeln an, von unten her, so, wie man jemanden anschaut, den man um einiges mehr liebt, als man preisgeben möchte.

Keiner bewegte sich, keiner gab einen Laut von sich, es ging nicht mal der Wind, der auf der Uhlheck in Wirklichkeit immer geht. Dann, am Schluss des Traumes, hob Selma den Kopf, das Okapi wandte seinen um, zu Selma, und jetzt schauten sie sich direkt an. Das Okapi blickte sehr sanft, sehr schwarz, sehr nass und sehr groß. Es schaute freundlich und so, als wolle es Selma etwas fragen, als bedaure es, dass Okapis auch im Traum keine Fragen stellen dürfen. Dieses Bild stand lange still: das Bild von Selma und dem Okapi, wie sie sich in die Augen schauten.

Dann zog sich das Bild zurück, Selma erwachte, und aus war er, der Traum, und aus war es bald mit irgendeinem nahen Leben.

Am Morgen danach, es war der 18. April 1983, wollte Selma ihren Traum vom Okapi überspielen und tat ausgesprochen fröhlich. Sie war im Vortäuschen von Fröhlichkeit ungefähr so gewieft wie ein Okapi, und sie glaubte, Ausgelassenheit demonstrierte man am glaubwürdigsten durch Herumschlackern. So kam Selma nach ihrem Traum schief lächelnd in die Küche geschlackert, und mir fiel nicht auf, dass sie aussah wie Rudi Carrell, wenn er am Anfang von *Rudis Tagesshow* aus einem übermannshohen Globus trat, einem Globus mit hellblauen Ozeanen, goldenen Ländern und Schiebetüren.

Meine Mutter schlief noch, in unserer Wohnung über Selmas, mein Vater war bereits in seiner Praxis. Ich war müde. Gestern war ich nicht gut eingeschlafen, Selma hatte lang an meinem Bett gesessen. Vielleicht hatte etwas in mir geahnt, was Selma träumen würde, und sie deshalb besonders lange aufhalten wollten.

Wenn ich unten bei Selma schlief, erzählte sie mir am Bettrand Geschichten mit guten Enden. Als ich kleiner war, hatte ich nach den Geschichten immer ihr Handgelenk umfasst, meinen Daumen auf ihren Puls gelegt und mir vorgestellt, dass die ganze Welt alles im Rhythmus von Selmas Herzschlag tat. Ich stellte mir vor, wie der Optiker Linsen schliff, Martin ein Gewicht stemmte, Elsbeth ihre Hecke schnitt, wie der Einzelhändler Safttüten einräumte, meine Mutter Tannenzweige aufeinanderschichtete, mein Vater Rezepte stempelte, und alle taten das genau in Selmas Herzrhythmus. Darüber war ich immer verlässlich eingeschlafen, aber jetzt, mit zehn Jahren, fand Selma, sei ich zu alt dafür.

Als Selma hereingeschlackert kam, war ich am Küchentisch gerade dabei, meine fertigen Erdkundehausaufgaben in Martins Heft zu übertragen. Ich wunderte mich, dass Selma, statt mich zu beschimpfen, weil ich schon wieder Martins Hausaufgaben

machte, »Hallöchen« sagte und mich lustig in die Seite knuffte. Selma hatte noch nie »Hallöchen« gesagt, und sie hatte auch noch nie irgendjemanden lustig geknufft.

»Was ist denn?«, fragte ich.

»Nichts«, flötete Selma, öffnete den Kühlschrank, holte ein Paket Schnittkäse und eine Leberwurst heraus und schwenkte beides durch die Luft. »Was darf's denn heute aufs Schulbrot sein?«, flötete sie. »Mäuselchen«, flötete sie noch hinterher, und Flöten und Mäuselchen waren nun wirklich alarmierend.

»Käse, bitte«, sagte ich, »was hast du denn?«

»Nichts«, flötete Selma, »hab ich doch gesagt.« Sie strich Butter auf eine Scheibe Brot, und weil sie immer noch herumschlackerte, schubste sie dabei den Käse mit dem Handgelenk von der Anrichte.

Selma hielt jetzt still und schaute hinab auf die Käsepackung, als sei sie etwas Kostbares, das in tausend Teile zersprungen war.

Ich ging zu ihr und hob den Käse auf. Ich sah ihr in die Augen, von weit unten. Selma war noch größer als die meisten anderen Erwachsenen, und sie war damals um die sechzig; aus meiner Perspektive also turmhoch und steinalt. Sie schien mir so hoch, dass ich glaubte, man könne von ihrem Kopf aus bis weit über das nächste Dorf hinaussehen, und so steinalt, dass ich glaubte, sie habe die Welt mit erfunden.

Sogar von hier unten, meterweit entfernt von Selmas Augen, konnte ich sehen, dass sich in der Nacht hinter ihren Lidern etwas Unheilvolles abgespielt hatte.

Selma räusperte sich. »Erzähl es niemandem weiter«, sagte sie leise, »aber ich fürchte, ich habe von einem Okapi geträumt.«

Jetzt war ich hellwach. »Bist du ganz sicher, dass es wirklich ein Okapi war?«

»Was soll es denn sonst gewesen sein«, sagte Selma, und dass man ein Okapi ja nur schwerlich mit einem anderen Tier ver-

wechseln könne. »Doch«, sagte ich, es könne ja auch ein verwachsenes Rind gewesen sein, eine falsch zusammengesetzte Giraffe, eine Laune der Natur, und die Streifen und das Rostrote, das könne man doch alles nicht so genau erkennen in der Nacht, da sei schließlich alles sehr verschwommen.

»Das ist doch Quatsch«, sagte Selma und rieb sich die Stirn, »das ist doch leider Quatsch, Luise.«

Sie legte eine Scheibe Käse auf das Brot, klappte es zusammen und legte es in meine Butterbrotdose.

»Weißt du, wann genau du das geträumt hast?«

»Gegen drei Uhr«, sagte Selma. Sie war hochgeschreckt, nachdem das Bild vom Okapi sich zurückgezogen hatte, aufrecht im Bett sitzend war sie aufgewacht und hatte auf ihr Nachthemd gestarrt, in dem sie eben noch im Traum auf der Uhlheck gestanden hatte, und dann auf den Wecker. Drei Uhr.

»Wir sollten das wahrscheinlich nicht so ernst nehmen«, sagte Selma, aber sie sagte es wie ein Fernsehkommissar, der ein anonymes Schreiben nicht so ernst nimmt.

Selma packte die Butterbrotdose in meinen Schulranzen. Ich überlegte, Selma zu fragen, ob ich unter diesen Umständen zu Hause bleiben dürfe.

»Du gehst selbstverständlich trotzdem zur Schule«, sagte Selma, die immer wusste, was ich dachte, als hingen meine Gedanken in Buchstabengirlanden über meinem Kopf, »du lässt dich durch so einen dahergelaufenen Traum von überhaupt nichts abhalten.«

»Darf ich es Martin erzählen?«, fragte ich.

Selma überlegte. »In Ordnung«, sagte sie dann. »Aber wirklich nur Martin.«

Unser Dorf war zu klein für einen Bahnhof, es war auch zu klein für eine Schule. Martin und ich fuhren jeden Morgen erst mit

dem Bus zu dem kleinen Bahnhof im Nachbardorf und dann mit dem Regionalzug in die Kreisstadt zur Schule.

Während wir auf den Zug warteten, hob Martin mich hoch. Martin übte schon seit dem Kindergarten Gewichtheben, und ich war das einzige Gewicht, das immer greifbar war und sich anstandslos hochheben ließ. Die Zwillinge aus dem Oberdorf ließen das nur gegen Bezahlung zu, zwanzig Pfennig pro hochgehobenem Zwilling, an den Erwachsenen und den Kälbern scheiterte Martin noch, und alles andere, was eine Herausforderung hätte sein können, zarte Bäume, halbstarke Schweine, war festgewachsen oder lief davon.

Martin und ich waren gleich groß. Er ging in die Hocke, fasste mich um die Hüften und stemmte mich hoch. Mittlerweile konnte er mich fast eine Minute lang in der Luft halten, ich berührte den Boden nur, wenn ich die Zehenspitzen sehr weit nach unten streckte. Als Martin mich zum zweiten Mal hochstemmte, sagte ich: »Meine Großmutter hat heute Nacht von einem Okapi geträumt.«

Ich schaute auf Martins Scheitel, sein Vater hatte ihm die blonden Haare mit einem nassen Kamm gekämmt, einzelne Strähnen waren noch dunkel.

Martins Mund war in Höhe meines Bauchnabels. »Stirbt dann jetzt einer?«, fragte er in meinen Pullover.

Vielleicht stirbt ja dein Vater, dachte ich, aber natürlich sagte ich das nicht, denn Väter dürfen nicht sterben, egal wie schlimm sie sind. Martin stellte mich ab und atmete aus.

»Glaubst du daran?«, fragte er.

»Nein«, sagte ich.

Das rot-weiße Signalschild an den Gleisen löste sich aus seiner Halterung und fiel scheppernd herunter.

»Ganz schön windig heute«, sagte Martin, dabei stimmte das gar nicht.

Während Martin und ich im Zug waren, erzählte Selma am Telefon ihrer Schwägerin Elsbeth, dass sie von einem Okapi geträumt hatte. Sie band Elsbeth auf die Seele, es niemandem weiterzusagen, und Elsbeth rief anschließend die Frau des Bürgermeisters an, eigentlich nur wegen der Planung des anstehenden Mai-festes, aber als die Bürgermeisterfrau fragte: »Und, gibt's sonst noch was Neues?«, da lösten sich die Bande, mit denen Selma den Traum vom Okapi auf Elsbeths Seele gebunden hatte, sehr zügig, und dann wusste es im Handumdrehen das ganze Dorf. Es ging so schnell, dass Martin und ich noch im Zug zur Schule waren, als das ganze Dorf es wusste.

Die Zugfahrt dauerte fünfzehn Minuten, einen Zwischenhalt gab es nicht. Seit unserer ersten Zugfahrt spielten wir immer dasselbe: Wir stellten uns mit dem Rücken zu den Fenstern an die gegenüberliegenden Zugtüren, Martin machte die Augen zu, ich sah aus dem Fenster der Zugtür, die Martin im Rücken hatte. In der ersten Klasse hatte ich Martin aufgezählt, was ich während der Fahrt sah, und Martin versuchte, alles auswendig zu lernen. Das gelang sehr gut, sodass ich im zweiten Schuljahr nichts mehr aufzählte und Martin, mit dem Rücken zum Fenster und geschlossenen Augen, fast alles aufsagen konnte, was ich durch das beschlagene Zugfenster gerade sah: »Drahtfabrik«, sagte er, genau in dem Moment, als wir an der Drahtfabrik vorbeifuhren. »Jetzt Feld. Weide. Das Gehöft vom verrückten Hassel. Wiese. Wald. Wald. Hochsitz eins. Feld. Wald. Wiese. Weide, Weide. Reifenfabrik. Dorf. Weide. Feld. Hochsitz zwei. Waldstück. Hof. Feld. Wald. Hochsitz drei. Dorf.«

Am Anfang machte Martin noch Flüchtigkeitsfehler, er sagte »Wiese«, wenn da eigentlich ein Feld war, oder er zählte die Landschaft nicht schnell genug auf, wenn der Zug in der Mitte der Strecke beschleunigte. Aber bald lag er in allem punktgenau rich-

tig, er sagte »Feld«, wenn ich ein Feld sah, er sagte »Bauernhof«, wenn der Bauernhof vorbeirauschte.

Jetzt, im vierten Schuljahr, konnte Martin alles komplett einwandfrei, mit genau den richtigen Abständen, vorwärts und rückwärts. Im Winter, wenn der Schnee Felder und Wiesen ununterscheidbar machte, sagte Martin auf, was die unebene weiße Fläche, die ich vorbeirauschen sah, eigentlich war: Feld, Wald, Wiese, Weide, Weide.

Bis auf Selmas Schwägerin Elsbeth waren die Leute im Dorf meistens nicht abergläubisch. Sie machten unbekümmert all das, was man bei Aberglauben nicht machen darf: Sie saßen gelassen unter Wanduhren, obwohl man bei Aberglauben daran sterben kann, sie schliefen mit dem Kopf zur Tür hin, obwohl das bei Aberglauben bedeutet, dass man durch genau die Tür bald mit den Füßen zuerst hinausgetragen wird. Sie hängten zwischen Weihnachten und Neujahr Wäsche auf, was, wie Elsbeth warnte, bei Aberglauben einem Suizid oder einer Beihilfe zum Mord gleichkommt. Sie erschrecken nicht, wenn nachts das Käuzchen rief, wenn ein Pferd im Stall stark schwitzte, wenn ein Hund nachts jaulte, mit gesenktem Kopf.

Selmas Traum aber schuf Tatsachen. War ihr im Traum ein Okapi erschienen, erschien im Leben der Tod; und alle taten, als würde er wirklich erst jetzt erscheinen, als käme er überraschend angeschlackert, als sei er nicht schon von Anfang an mit von der Partie, immer in der erweiterten Nähe, wie eine Tauf-tante, die das Leben lang kleine und große Aufmerksamkeiten vorbeischickt.

Die Leute im Dorf waren beunruhigt, man sah es ihnen an, auch wenn sie größtenteils versuchten, sich nichts anmerken zu lassen. Heute Morgen, wenige Stunden nach Selmas Traum, bewegten

sich die Leute im Dorf, als habe sich auf allen Wegen Blitzeis gebildet, nicht nur draußen, sondern auch in den Häusern, Blitzeis in den Küchen und Wohnzimmern. Sie bewegten sich, als seien ihnen die eigenen Körper ganz fremd, als seien all ihre Gelenke entzündet und auch die Gegenstände, mit denen sie hantierten, hochentzündlich. Den ganzen Tag lang beargwöhnten sie ihr Leben und, soweit möglich, das aller anderen. Immer wieder schauten sie hinter sich, um zu überprüfen, ob da jemand angesprungen käme mit Mordlust, jemand, der den Verstand verloren und deshalb nichts Nennenswertes mehr zu verlieren hatte, und sie schauten rasch wieder nach vorne, weil jemand ohne Verstand schließlich auch frontal angreifen konnte. Sie schauten nach oben, um herabfallende Dachziegel, Äste oder schwere Lampenschirme auszuschließen. Sie mieden alle Tiere, weil es aus denen, glaubten sie, schneller herausbrechen konnte als aus Menschen. Sie machten einen Bogen um die gutartigen Kühe, die heute womöglich austreten würden, sie mieden die Hunde, auch die ganz alten, die kaum noch stehen konnten, ihnen aber heute vielleicht trotzdem an die Gurgel gehen würden. An solchen Tagen war alles möglich, da konnten einem auch vergreiste Dackel die Kehle durchbeißen, viel abwegiger als ein Okapi war das schließlich nicht.

Alle waren beunruhigt, aber bis auf Friedhelm, den Bruder des Einzelhändlers, war niemand entsetzt, weil man für Entsetzen üblicherweise Gewissheit braucht. Friedhelm war dermaßen entsetzt, als habe das Okapi in Selmas Traum seinen Namen geflüstert. Er rannte davon, schreiend und zitternd stolperte er durch den Wald, bis der Optiker ihn einfing und zu meinem Vater brachte. Mein Vater war Arzt und gab Friedhelm eine Spritze, die so glücklich machte, dass Friedhelm den Rest des Tages durchs Dorf tänzelte, *O du schöner Westerwald* sang und damit allen auf die Nerven fiel.

Die Leute im Dorf beargwöhnten ihr Herz, das so viel Aufmerksamkeit nicht gewohnt war und deshalb verstörend schnell klopfte. Sie erinnerten sich, dass es bei einem aufziehenden Herzinfarkt in einem Arm kribbelt, sie erinnerten sich aber nicht, in welchem, deshalb kribbelte es den Leuten im Dorf in beiden Armen. Sie beargwöhnten ihren Geisteszustand, der ebenfalls solche Aufmerksamkeit nicht gewohnt war und deshalb ebenfalls verstörend schnell klopfte. Sie fragten sich, wenn sie sich ins Auto setzten, wenn sie eine Mistgabel zur Hand oder einen Topf kochendes Wasser vom Herd nahmen, ob nicht gleich der Verstand verlustig gehen, eine zügellose Verzweiflung hervorbrechen würde und mit ihr das Verlangen, das Auto mit Vollgas gegen einen Baum zu fahren, sich in die Mistgabel zu stürzen oder das kochende Wasser über den Kopf zu gießen. Oder das Verlangen, zwar nicht sich selbst, aber einen Nahestehenden, den Nachbarn, den Schwager, die Ehefrau, mit kochendem Wasser zu begießen oder zu überfahren oder in die Mistgabel zu stoßen.

Manche im Dorf mieden jede Bewegung, den ganzen Tag lang; einige sogar länger. Elsbeth hatte Martin und mir erzählt, dass vor Jahren, am Tag nach Selmas Traum, der pensionierte Postbote begonnen hatte, sich gar nicht mehr zu bewegen. Jede Bewegung, da war er sicher, konnte den Tod bedeuten; auch Tage und Monate nach Selmas Traum, als traumweisungsgemäß längst jemand gestorben war, die Mutter des Schusters nämlich. Der Postbote war einfach für immer sitzen geblieben. Seine unbewegten Gelenke hatten sich entzündet, das Blut war verklumpt und schließlich auf halbem Weg durch seinen Körper stehen geblieben, gleichzeitig mit dem beargwöhnten Herz; der pensionierte Postbote hatte sein Leben verloren aus Angst, sein Leben zu verlieren.

Einige Leute im Dorf fanden, dass es jetzt unbedingt an der Zeit sei, mit einer verschwiegene Wahrheit herauszurücken. Sie

schrieben Briefe, ungewohnt wortreiche, in denen von »immer« und »niemals« die Rede war. Bevor man stirbt, fanden sie, sollte man wenigstens auf den letzten Drücker Wahrhaftigkeit ins Leben bringen. Und die verschwiegenen Wahrheiten, glaubten die Leute, sind die wahrhaftigsten überhaupt: Weil nie an ihnen gerührt wird, ist ihre Wahrhaftigkeit gestockt, und weil sie in ihrer Verschwiegenheit zur Bewegungslosigkeit verdammt sind, werden diese Wahrheiten im Lauf der Jahre immer üppiger. Nicht nur die Leute, die die verschwiegene und beleibte Wahrheit herumtrugen, auch die Wahrheit selbst glaubte an Wahrhaftigkeit auf den letzten Drücker. Auch sie wollte kurz vor knapp unbedingt hinaus und drohte, dass es sich mit einer verschwiegenen Wahrheit im Leib besonders qualvoll stürbe, dass es ein langwieriges Tauziehen geben würde zwischen dem Tod, der auf der einen Seite zieht, und der korpulenten Wahrheit, die auf der anderen Seite zieht, weil sie verschwiegen nicht sterben möchte, weil sie bereits ihr ganzes Leben lang bestattet war, weil sie jetzt wenigstens einmal kurz hinauswill, entweder um bestialischen Gestank zu verbreiten und alle zu erschrecken, oder um festzustellen, dass sie, bei Licht betrachtet, gar nicht so grauenhaft und furchterregend war. Kurz vor dem mutmaßlichen Ende will die verschwiegene Wahrheit dringend eine Zweitmeinung einholen.

Der Einzige, der sich über Selmas Traum freute, war der alte Bauer Häubel. Bauer Häubel hatte so lange gelebt, dass er beinahe durchsichtig war. Als ihm sein Urenkel von Selmas Traum erzählte, stand Bauer Häubel vom Frühstückstisch auf, nickte seinem Urenkel zu und ging die Treppe hoch in sein Zimmer, in die Dachstube. Dort legte er sich ins Bett und schaute zur Tür wie ein Geburtstagskind, das vor lauter Aufregung viel zu früh wach geworden ist und ungeduldig darauf wartet, dass endlich die Eltern mit dem Kuchen hereinkommen.

Bauer Häubel war der festen Überzeugung, dass der Tod höflich sein würde, so wie Bauer Häubel selbst es sein Leben lang gewesen war. Er war sicher, dass der Tod ihm das Leben nicht entreißen, sondern behutsam aus der Hand nehmen würde. Er stellte sich vor, wie der Tod vorsichtig anklopfte, die Tür nur einen Spalt öffnete und »Darf ich?« fragte, was Bauer Häubel natürlich bejahen würde. »Selbstverständlich«, würde Bauer Häubel sagen, »treten Sie doch ein«, und der Tod würde eintreten. Er würde sich an Bauer Häubels Bett stellen und fragen: »Passt es Ihnen jetzt? Ich kann sonst auch zu einem späteren Zeitpunkt vorbeikommen.« Bauer Häubel würde sich aufrichten und »Nein, nein, es passt mir gerade sehr gut« sagen, »lassen Sie es uns besser nicht noch einmal verschieben, wer weiß, wann Sie es wieder einrichten können«, und der Tod würde sich an den schon bereitgestellten Stuhl am Kopfende setzen. Er würde sich im Vorhinein für die Kälte seiner Hände entschuldigen, die, das wusste Bauer Häubel, ihm überhaupt nichts ausmachen würde, und dann eine Hand auf Bauer Häubels Augen legen.

So stellte Bauer Häubel sich das vor. Er stand noch mal auf, weil er vergessen hatte, die Dachluke zu öffnen, damit nachher die Seele umstandslos hinausfliegen konnte.